

ORLANDOS WOCHENSCHAU



FÉLIX STÜSSI

Zuerst Zärtlichkeit, dann Zoff



Nicht, dass es meinen Fingern an Übung fehlen würde, eher im Gegenteil. Dennoch geht mir das Schreiben dieser Kolumne nicht leicht von der

Hand. Es ist ein gutes Dutzend Jahre her, dass ich ein letztes Mal für die damalige «LinthPresseZeitung» in die Computertasten gegriffen habe, ein bisschen Lampenfieber ist da wohl normal. Mein Schreibfluss wird aber auch gehemmt durch ein Gefühl von Unzulänglichkeit bezüglich Geschehnissen und Fragen, die zurzeit die Schweiz und besonders deren südöstlichen Teil bewegen. Schliesslich bin ich ja vor fast genau zehn Jahren von Ennenda nach Ennetlantik, nach Montréal ausgewandert.

Darum wende ich mich einem Thema zu, das viele hier trotz x-tem Schneesturm und anhaltender Kälte zu Hitzköpfen werden lässt. Es geht um die Hauptreligion Québecks und einen Streit, der mein Dasein als Auslandschweizer grundlegend verändert hat. Nein, die ka-

tholische Kirche hat da nicht die Finger drin. Gemeint ist der urheidnische Kampf um den Heiligen Gral des Eishockeys, den Stanley Cup. Und der Streit hat einen Namen, nämlich Mark, Mark Streit. Welch passenden Namen doch dieser Schweizer (R)eisläufer trägt! Er spielt als Verteidiger der Canadiens de Montréal zusammen mit Patrice Brisebois, der aus den Gegnern Kleinholz macht, und Francis Bouillon, der dieselben in die Suppe haut. Wenn der Allrounder Streit bei Überzahl vorne eingesetzt wird, kommt es vor, dass Guillaume Latendresse zusammen mit Streit angreift, quasi nach dem Zucker-und-Peitsche-Prinzip: zuerst Zärtlichkeit, dann Zoff. Nur, dass der nach der Zärtlichkeit benannte Stürmer über 100 Kilo wiegt und für seine Bodychecks berüchtigt ist.

Mit jedem Punkt, den sich Mark erstreitet (er ist zurzeit Fünftester des Clubs), steigt mein Ansehen unter meinen Kollegen. Hat Streit gut gespielt und sogar ein Tor geschossen, sind mir Anerkennung und Lob sicher. Jetzt kann ich nur hoffen,

dass es Streit nicht so geht wie Landsmann und Goalie David Aebischer: Der wurde nach einer letzten, verheerenden Niederlage (16. März 2007, 3:6 gegen die Pinguine von Pittsburgh) von den Canadiens gnadenlos ausgetauscht. Die vorwurfsvollen Blicke, die ich anderntags einstecken musste, sprachen Bände. So bange ich von Match zu Match und bewege mich gesellschaftlich auf sehr dünnem Eis.

Aber es geht noch weiter. Streit hat einen breiten schweizerdeutschen Akzent, wenn er Interviews gibt. Jetzt fragen mich Taxifahrer nicht mehr, woher ich komme. Sie wissen es sofort, und kommen ohne Umschweife auf die Canadiens und den helvetischen Söldner zu sprechen. Streit ist nicht nur in aller Munde, er ist hier auch zum Inbegriff seines Herkunftslands geworden. Darum flehe ich Euch an: schickt sofort mehr Streiter in den Kampf um den Hockeygral, denn das Ansehen der Schweiz steht hier in Montréal auf dem Spiel.

Félix Stüssi ist Glarner Jazz-Musiker und lebt in Montreal, Canada.

BILD DER WOCHE



«Peace Wanted», die Forderung nach Frieden in Kenia, die Slumbewohner in Nairobi an Hauswände malen, scheint erhört worden zu sein. Präsident Mwai Kibaki und Oppositionsführer Raila Odinga haben am Donnerstag ein Abkommen zur Lösung der Staatskrise unterzeichnet.

Bild Keystone/Bernat Armangue

AUS BERNER SICHT

Das Märchen von einer besseren Welt

Von Gisela Fempfel



Es waren einmal: Angestellte, die für viel, viel Geld ihre Arbeitgeber verpiffen; Politiker, die Steuern hinterzogen; Banker, die Milliarden verlockten und dafür Millionen kassierten und sich kein bisschen schämten.

Es waren zudem einmal: Hollywoodstars, die des Öfteren besoffen am Steuer erwischt wurden. Es waren Profifussballer, die sich über Minderjährige hermachten. Und Automobilisten, die immer wieder wegen Rasens ihren Ausweis verloren. Und Priester, die ab und zu ihre Schäfchen missbrauchten. Nicht zu vergessen Regierungsmitglieder, die Nazi-Vergleiche zogen, und solche, die kritische Journalisten beleidigten.

Aber dann haben Gott sei Dank viele versucht, zumindest die Schweiz zu retten. Da war allen voran eine heilsbringende Partei, die gewalttätige jugendliche Ausländer in ihr Heimatland zurückschaffte und somit das Leben wieder sicher machte. Da war eine junge ambitionierte linke Politikerin, die dank ihren Ideen mithalf, dass auch die unter 15-jährigen Straftäter sofort ins Gefängnis gesteckt wurden, sodass diese später alle gute Menschen werden konnten. Da war auch eine innovative Stadtpolizei, die den Alkoholkonsum auf der Strasse mit Geldbussen ahndete und damit die Jugend von der Trinksucht befreite. Da waren besorgte Tabakkonzerne, die Erwachsenen-Jetons für Zigarettenautomaten einführten, um die Lungen des Nachwuchses nicht allzu früh zu schädigen. Da war nicht zuletzt eine fürsorgliche Kantonsregierung, die für die Wehrmänner die Taschenmunition aufbewahrte, sodass es nie mehr zu einer Bluttat kam.

Und die Moral von der Geschichte? Wenn Erstere nicht gestorben sind, dann leben sie noch heute. In einem Land mit einer anständigen, wohlbehüteten Jugend.

Gisela Fempfel ist Leiterin des Ressorts Überregionales.

A PROPOS

Es ist alles rund – und unsereins im Mittelpunkt

Von Ruedi Hertach

Wenn man die Welt von unten betrachtet (was wir normalerweise tun), so ist sie alles andere als rund. Im Gegenteil: Je mehr wir uns in Bergesschluchten begeben, desto stärker wirkt sie nach aussen gestülpt. Den Flachländern wiederum erscheint sie als Scheibe, richtig platt gewalzt, also durchaus nicht abschüssig an den Rändern. Wir wissen seit dem Einlenken einstiger Welt- und Kirchenfürsten, dass es objektiv anders ist, aber wir sehen es subjektiv nicht: Die Welt ist und bleibt eine Frage der Wahrnehmung.

Es gehört da noch mehr dazu. Beispielsweise die automatische Vorstellung, da, wo wir selber stünden, sei ziemlich genau der Mittelpunkt. Die hier gebräuchlichen Weltkarten bestärken uns in dieser Ansicht: Zur Linken haben wir Amerika, zur Rechten Asien – und wir selber sind schön im Zentrum. Doch auch dies sehen andere anders, und wir hören mit Bangen, wie sie an Gewicht gewinnen. Vorbei ist unser Lächeln über den Ausdruck «Reich der Mitte», und stets, wenn die Amerikaner ihr Präsidium neu besetzen, sind wir besorgt darüber, dass der oder die Neue noch mehr über den Pazifik und noch weniger über den Atlantik blicken könnte: Wir lästern zwar viel über Washington, möchten aber trotzdem seine vorrangige Zuwendung. Nur eben: Diese Kugelwelt hat den Eckpunkt nicht bei uns, weniger denn je. Die EU wäre zwar der Pflock, den Europa einschlagen könnte, aber das macht uns offenbar noch viel besorgter: Dann lieber gleich die Chinesen!

Für heute rate ich Ihnen, die Welt ein bisschen zu erkunden. Gehen Sie zum Beispiel auf den Biberlikopf, klettern Sie zuoberst auf einen Baum, schauen Sie ringsherum – und denken Sie in Ruhe nach! Wenn Ihnen dann die Welt noch immer nicht richtig rund vorkommen will (oder gar weniger denn je), so würden Sie bestimmt zur Frage vordringen, woran das liegt: An der Welt als solcher oder an uns Mittelpunktlern. Ich wünsche Ihnen einen schönen Sonntag.